

Farideh Akashe-Böhme /
Gernot Böhme

Doranos Wende

Verlag Karl Alber Freiburg/München



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2019
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Buch) 978-3-495-49069-3
ISBN (E-Book) 978-3-495-81852-7

I

Das Treppensteigen fiel ihr schwer. Das war nichts Ungewöhnliches, vielmehr ein Stück des alltäglichen Ärgers, allenfalls ein paar Grade gesteigert durch die Schulaufsätze, die sie heute zur Korrektur nach Hause gebracht hatte. Doch wie immer weckte diese kleine, alltägliche Mühe in ihr den alten Groll gegen ihren Mann, der es durchgesetzt hatte, dass sie all ihr Geld in ihr Ferienhaus im Tessin steckten. So waren sie seit ihrer Eheschließung in der schäbigen Mietwohnung hängen geblieben, anstatt sich ein Domizil zu schaffen, das ihrem beruflichen Erfolg entsprochen hätte. Allerdings, so schäbig war die Mietwohnung gar nicht, vielmehr eine geräumige Vier-Zimmer-Wohnung mit schönem Balkon und in günstiger Lage der alten Universitätsstadt. Das Schäbige bestand eigentlich darin, dass es eben eine Mietwohnung war, und eben in diesem Treppensteigen. Das Haus war zur Gründerzeit gebaut worden, die Treppen eigentlich breit und bequem. Spiegel und das verschnörkelte Geländer hätten eine nostalgische Freude bereiten können und das hatten sie ja auch am Anfang, als sie hier eingezogen waren mit dem frischen Schwung ihres Eheprojekts. Damals war das ein angenehmer Kontrast: die Ästhetik des Anno-dazumal und die Jugendlichkeit ihres Lebensgefühls. Doch jetzt, oder besser schon seit Jahren, konnte von einem Kontrast keine Rede mehr sein, im Gegenteil waren für Sophia die ausgetretenen Schwellen des Hauses wie ein Symbol für ihre Ehe, die nur noch einen Gebrauchswert hatte, nur noch bewährt, gediegen und bekannt war wie dieses Treppenhaus. Und dazu noch dieser Geruch. Dagegen war nichts zu machen,

schließlich konnte man von einem alten Haus nichts anderes erwarten als abgestanden zu riechen. Nur für Sophia war dieses Nach-Hause-Kommen alles andere als ein Aufatmen, zumal es sie Tag für Tag daran erinnerte, dass es anders hätte sein können und dass sie es anders gewollt hatte. Aber ihr Mann Giovanni Dorano musste ja unbedingt ein Haus im Tessin haben und dann auch noch dieses Segelboot. Ein Philosoph ihr Mann – und dann ein Haus im Tessin haben wollen, ein Segelboot und wer weiß, was sonst noch alles. Hatte nicht Diogenes sich mit einer Tonne begnügt?

Mit diesem Argument hatte sie den obersten Absatz erreicht, stellte die schwere Aktentasche und ihre Handtasche auf den Boden, um in ihrem Mantel nach dem Schlüssel zu kramen. Auch das wieder ein Anlass zum Ärger, niemals wusste sie, in welche Tasche sie den Schlüssel gesteckt hatte, obgleich sie doch gerade eben die Haustür geöffnet hatte. Sie spürte den rauen Wollstoff an ihren Händen und während sie so, überflüssig aufgehalten vor der schweren, verglasten und geschnitzten Wohnungstür stand, wandte sich ihr Ärger erneut ihrem Mann zu, der jetzt gewiss bereits im Sommerhemd auf der Terrasse stand und seinen Blick über den Lago Maggiore und die Berge am anderen Ufer schweifen ließ.

Das Schloss klickte, die Tür bewegte sich schwer und einladend, und sie ergriff die Taschen für den letzten Schritt. Der Anblick, der sie empfing, war weniger einladend, das heißt, nur das Übliche. Zeitungen und Post auf dem Fußboden vom Briefträger durch den Türschlitz gesteckt, aufgereichte Schuhe, eine übervolle Garderobe in dem schmalen Flur, der hohe Spiegel, der einen jedes Mal mit der Trivialität des eigenen Anblicks konfrontierte und das Telefon, in halber Höhe: es blinkte.

Verdammt, wer hat angerufen, dachte Sophia, aber auch das war nichts Ungewöhnliches, irgendjemand hatte immer angerufen, und es war auch Sophias Gewohnheit zuallererst, wenn sie nach Hause kam, den Anrufbeantworter abzuhören, so lästig ihr dies auch war. Nicht einmal den Mantel zog sie dazu aus; kaum hatte sie die Aktentasche erneut abgesetzt: »Hallo Sophia«, hörte sie, dann ein Knacken, wie ein Zeichen der Verlegenheit auf der anderen Seite, aber sie wusste es schon, hatte die Stimme schon erkannt, es war die Nachbarin im Tessin. Dann noch einmal: »Hallo Sophia, hier ist Tina, du musst sofort kommen, irgendetwas ist mit deinem Mann passiert, also komm bitte sofort.« – dann noch eine lange Pause – dann »Tina« und Stille.

Sophia war wie vom Schlag getroffen, sie ließ die eine Tasche fallen, die sie noch in der Hand hatte, ging die paar Schritte in das Wohnzimmer, ließ sich auf einen Sessel fallen und starrte in das milchige Licht der Stores vor dem Balkon. Was war das? Was soll das? Was fällt Tina überhaupt ein? »Komm sofort«, könnte sie nicht wenigstens dazu sagen, was los ist? Sophia sprang wieder auf, warf den Mantel hinter sich und stand vor dem Telefon. Die Nummer! Sie drehte nervös die Trommel des Telefonverzeichnisses. Wie hieß doch diese Tina mit Nachnamen? Einfach alles durchblättern, aber dazu hatte sie nicht die Ruhe. Doch da, tatsächlich hatte sie die Nummer einfach unter »Tina« eingetragen. Nichts, ein Rufzeichen, aber keine Antwort. Sie legte auf, wählte erneut, Tina nicht da oder vielleicht hatte sie sich in der Aufregung verwählt. Also noch einmal, – wieder nichts. Erschöpft legte sie den Hörer auf und ging mühsam zum Sessel zurück.

Erst mal zur Ruhe kommen, die Gedanken sammeln. Das kam natürlich überhaupt nicht in Frage, dass sie alles hier stehen und liegen ließ, bloß weil eine aufgeregte Nachbarin

auf ihren Anrufbeantworter sprach: »Du musst sofort kommen! Du musst!« Jetzt auf einmal soll sie müssen, sie soll sich um Giovanni kümmern, obgleich er nun schon seit Monaten in Anspruch nahm, allein sein zu wollen, um sein großes Werk zu schreiben. Er saß in dem schönen Tessin, während sie hier Tag für Tag die Lästigkeiten eines deutschen Schulbetriebes durchstehen musste. Er brauchte ihre Fürsorge nicht, ebenso wenig wie er bereit war, ihr Fürsorge zukommen zu lassen. Hatte er je daran gedacht, dass man sich nach einem stressigen Vormittag, nach der sechsten oder siebten Stunde nach Hause kommend, über ein fertiges Mittagessen freuen würde? Allenfalls kam er einmal mit einer Einladung über. Mein Mann lädt mich zum Mittagessen ein! Konnte er sich nicht vorstellen, dass man weiß Gott keine Lust hatte, wenn man gerade erst müde nach Hause gekommen war, auf dem Hacken kehrt zu machen, um dann in irgendeinem Restaurant eine gute Figur abzugeben? Nichts klappte. Überhaupt klappte nichts mehr in ihrer Ehe seit Jahren, das war doch alles nur noch ein Spiel wohlzogener Toleranz.

Nein, sie würde nicht fahren, sollte er doch sehen, wie er zurechtkam und überhaupt, das ginge ja auch gar nicht. So mitten im Schuljahr, wo jetzt verschiedene Klassenarbeiten zu schreiben waren. Wie sollte sie das überhaupt begründen? Ganz unmöglich. Sie lehnte sich etwas zurück und entspannte sich allmählich. Jetzt, nach dem sie die Unruhe, die durch den Anruf der Tessiner Nachbarin ausgelöst worden war, abgeschüttelt hatte, hatte sie überhaupt erst das Gefühl nach Hause gekommen zu sein. Jetzt erst spürte sie, dass sie hungrig war. Langsam, ganz langsam erhob sie sich von dem Sessel und ging in die Küche hinüber. Aber es war wie in Trance oder wie beim Aufwachen nach einem bösen Traum, in der Phase, in der die Wirklichkeit noch gar nicht ganz und in ihrer lückenlosen Dichte präsent ist. Der

Fußboden fiel ihr ins Auge, die schönen alten Holzbohlen in ihrem goldbraunen Glanz und die Schwelle mit der Messingstange, die wohl irgendwann einmal einen Läufer gehalten hatte, die blauweißen Kacheln des Küchenfußbodens, die in ihren Ecken zusammenstoßend die Blüte eines Veilchens bildeten. Dann kletterte ihr Blick langsam an dem gusseisernen Herd nach oben, streifte die weißemaillierten Schubladen, die schwarzen Spiralen der eisernen Griffe, um sich endlich bei den schwarz eisernen Ringen der Feuerstellen zur Tischhöhe zu erheben. Verdammt noch mal, wo war sie? Sie war im Museum ihrer Ehe, jedes Stück hier enthielt die Erinnerung an gemeinsame Absichten, an Überlegungen über Lebensformen und Stil. Diesen Herd zum Beispiel hatten sie von der Vormieterin übernommen, einer neunzigjährigen Frau, die hier mit diesem Herd tatsächlich noch gekocht hatte. Für sie selbst war er nur ein Ausstellungsstück, das allmählich zur Ablage verkam – und doch diese Küche noch immer ganz anders zur Küche machte als bei anderen Leuten. Ja, eine Speisekammer hatten sie auch noch, eine richtige Speisekammer, aber was hätten sie auch sonst damit machen sollen? Ein Gästeklo? Aber das wäre ja nicht gegangen. Schließlich konnte man Gästen nicht zumuten, durch die Küche zu gehen.

Sie öffnete die Tür zur Speisekammer und dann die Tür des riesigen Kühlschranks, der diese fast zur Gänze ausfüllte. Sie nahm einen Joghurt, eine Flasche Orangensaft und Butter und setzte sich dann an den Küchentisch. Dort lag noch das Brett und das Messer vom Frühstück, auch die Kaffeetasse stand noch da, halb ausgetrunken. Vom Küchentisch aus hatte man einen wunderschönen Blick in den Garten hinter dem Haus, in dem sich die ersten Zeichen des Frühlings regten. Und jetzt, als sie sich hinsetzte, trat auch die Sonne hervor und streifte gerade so eben noch das Fensterbrett und das Ende des Küchentisches. Dort

stand die weißemillierte Brottrommel, auch so ein Inventarstück ihrer altgewordenen Ehe. Doch diesmal war es ihr kein Ärgernis, vielmehr überkam sie ein Hauch von Behaglichkeit, liebevoll glitt ihr Blick über die Fensterbank, die mit all ihren Rillen und Krampen jetzt im Sonnenlicht deutlich hervortrat und sie öffnete fast zeremoniell die Brottrommel. Es war wunderbar ruhig im Haus. So ein Verhalten – ja wie ein Verhalten vor dem Sturm. Damit fiel Sophia wieder ein, dass das heute doch kein gewöhnlicher Nachmittag werden würde, mit ruhiger Lektüre von Schüleraufsätzen, einer Tasse Kaffee, ein paar Telefongesprächen, einem Spaziergang, einem heißen Bad und vielleicht noch einem Buch abends im Bett. Nein, sie musste irgendetwas tun. Vielleicht noch einmal Tina anrufen oder vielleicht Giovanni selbst, ja warum nicht, wieso war sie nicht gleich darauf gekommen? Jetzt trank sie hastig ihren Saft, aß eine Scheibe Brot und ein Joghurt und ging wieder zurück in den Flur, um zu telefonieren. Davor zögerte sie, kehrte um, um sich einen Stuhl zu holen. Eine verrückte Idee war das von ihm gewesen: das Telefon im Flur. Ein Telefon sei eine öffentliche Einrichtung, hat Giovanni befunden, es müsse für alle neutral zugänglich sein, für beide, wie für Gäste: so ein Unsinn. Andere Familien hatten längst in jedem Zimmer einen Anschluss, oder man konnte das Telefon herumtragen, um zu telefonieren von wo immer man wollte, aus dem Sessel, aus dem Bett, notfalls vom Klo aus. Jetzt kam sie also mit dem Stuhl in der Ahnung sich setzen zu müssen, wenn sie nun mit ihrem Mann telefonierte. Langsam wählte sie die Nummer im Tessin, die noch durch einige Ziffern verlängert wurde durch die Billiganbieter, die sie für solche Gespräche zu benutzen sich angewöhnt hatten. Wieder diese verfluchte Unsicherheit, ob sie die richtige Nummer gewählt hatte und die Unruhe oder gar Angst – ja im Hintergrunde lauerte die Angst, was sie wohl von

dem anderen Ende der Leitung her erwarten würde. Sie hörte das Rufzeichen und dann »Pronto«. »Was, wie?«, schrie sie in den Hörer. »Giovanni, bist du das?« Doch sie wusste sehr wohl, dass es Giovanni nicht sein konnte, die Stimme war ganz anders, und Giovanni hatte sich nicht angewöhnt, sich auf Italienisch zu melden. Also doch verwählt? Inzwischen hörte sie aber die Stimme vom anderen Ende der Leitung: »Qui non c'è nessun Giovanni. Giovanni è via. Ecco perché siamo qui. Qui parla la Polizia Cantonale, agente Bernasconi. E lei chi è?« So viel Italienisch verstand sie wohl oder sie erfasste einfach intuitiv die Situation, so dass sie korrekt antwortete: »Hier ist Sophia Dorano, die Frau von Professor Dorano.« Daraufhin hörte sie einen Schwall von italienischen Sätzen, aus dem sie zwar einzelne Wörter wie »marina« und »battello« erfasste, nicht aber was eigentlich los war, so dass sie nur die Wucht des Gesprochenen spürte. Eine plötzliche Aufregung erfasste sie, ein Flattern, eine Orientierungslosigkeit, wie von einer Böe getroffen. »Hören Sie, ich verstehe kein Italienisch. Sprechen Sie Deutsch? Parlate tedesco?« Stille auf der anderen Seite der Leitung. Dann hörte sie wie der Gesprächspartner irgendetwas in den Raum rief, einen Wortwechsel in italienischer Sprache, wieder einen Schwall von Worten und schließlich: »Kommen. Subito!« Pause. Was sollte sie dazu sagen? »Gut«, sagte sie. »Arrivederci.« Und legte auf.

Jetzt erst setzte sie sich auf den Stuhl und stützte den Kopf auf die Hände. Was war da los? Polizei ... Hatte Giovanni etwas angestellt? Oder – jetzt meldete sich die Angst wieder – war ihm etwas zugestoßen? Und sie hatte »gut« gesagt – »gut«, das bedeutete Zustimmung, Akzeptanz. Hatte sie nun etwa zugestimmt, doch hinzufahren? Sie schleppte sich in das Wohnzimmer und versank in einem Sessel. Irgendetwas war da im Tessin passiert, das sogar die Polizei beschäftigte. Giovanni könnte etwas angestellt

haben – »Battello«, »marina«, es ging also um sein Segelboot. Dieses verdammte Segelboot. Aber was hatte sie damit zu tun? Tina, und dann die Polizei, alle drängten sie, sofort zu kommen, subito. Jetzt plötzlich war sie wieder als seine Frau gefragt. Seit Monaten war Giovanni da unten und wollte nicht gestört werden, rief kaum einmal an. Sie lebten faktisch getrennt, und jetzt, da irgendetwas schief gegangen war, sollte sie wieder als Ehefrau fungieren. Sofort hinreisen, ein anonymer Befehl, wie aus dem Jenseits. Noch einmal bei Tina versuchen ... Doch Tina war nicht da und einen Anrufbeantworter hatte sie auch nicht. Sophia versank eine Weile in der Halbdämmerung des Wohnzimmers, schemenhaft nahm sie den alten Sekretär mit der hängenden Schreibplatte vor sich wahr, verlor sich wieder in dem Licht- und Schattenspiel der Stores und horchte den gedämpften Geräuschen des Nachmittags nach und dem unklaren Rumoren, das von irgendwo im Hause zu ihr drang. Plötzlich ein Ruck; sie musste für einen Moment eingeschlafen sein, war jetzt aber hellwach, spürte einen tiefen Schrecken in der Brust. War das noch die Folge der unklaren Nachrichten, die sie vorher aus dem Tessin empfangen hatte, oder hatte sie in dem kurzen Moment des Einnickens einen bösen Traum gehabt? Egal, sie versagte sich, dem nachzuspüren; jetzt musste gehandelt werden. Wie spät war es überhaupt? Schon vier Uhr. Da war es gar nicht mehr möglich noch heute ins Tessin zu gelangen. Also mit dem Nachtzug. Das würde ihr auch die Möglichkeit geben, hier alles zu regeln und vor allem die Wohnung aufzuräumen. Sie hasste es von einer Reise zurückzukehren in eine Wohnung, in der noch das ungewaschene Geschirr vom Tage der Abreise herumstand, die Betten nicht gemacht waren und herumliegende Kleidungsstücke an letzte Wege und Besorgungen erinnerten. Sophia setzte die Kaffeemaschine in Gang, verließ aber dann erneut

die Küche um wieder zu telefonieren. Wenn sie nämlich das Sekretariat in der Schule noch erreichen wollte, war es höchste Zeit. Sie meldete sich also für zwei Tage ab, ließ sich beim Rektor entschuldigen, sie müsse wegen eines Unglücksfalls in der Familie unbedingt für zwei Tage verreisen. Kaum hatte sie das gesagt, hängte sie wütend den Hörer auf, wütend auf sich selbst, denn jetzt hatte sie selbst eine Deutung der unklaren Nachrichten gegeben und sich dadurch alle möglichen Nachfragen nach ihrer Rückkehr eingehandelt. Hätte sie doch von einem Migräneanfall oder von sonst etwas Dergleichen geredet. Das waren doch akzeptierte Zwischenfälle, und für zwei Tage hätte sie nicht einmal ein ärztliches Attest gebraucht. Aber Notlügen war nicht ihre Sache. Andererseits, hatte sie die Wahrheit gesagt? Was war hier die Wahrheit? Ach, wie sie solche unklaren Situationen hasste! Schon allein deshalb musste sie fahren. Wieder Ordnung schaffen. Diese Sache musste aufgeklärt werden. Warum nicht noch mal Tina anrufen? Auch dieser Versuch war vergeblich und das bestärkte sie in ihrem Entschluss, die Sache jetzt selbst in die Hand zu nehmen.

Nachdem sie ihren Kaffee getrunken hatte, zog sie ihren Mantel wieder an, der noch immer im Wohnzimmer auf dem Boden lag und ging zum Reisebüro, das nur wenige Straßenzüge entfernt lag. Auch das war eilig, wollte sie noch in einem Schlafwagen ein Bett für heute Abend bekommen. Draußen trafen sie die letzten Strahlen einer blassen Frühlingssonne und ein kühler, frischer Wind, beides in merkwürdigem Kontrast zu der wirren Situation, in der sie sich in der etwas düsteren Wohnung befunden hatte. Hier draußen war alles Tatsache, man ging energisch seines Wegs und wusste, was man vorhatte. Es tat ihr gut, an dieser Atmosphäre selbstverständlicher Geschäftigkeit teilzunehmen, und nichts war leichter als eine Fahrkarte zu kaufen,

einen Bettplatz zu reservieren. Trotzdem kam ihr das alles gespenstisch vor, als ob diese sachlichen Tätigkeiten nur ein von einer schrecklichen Wirklichkeit entlastender Traum seien. Aber das Umgekehrte galt, ermahnte sie sich ernstlich – dies hier, eine Kreditkarte auf den Tisch zu legen, eine Fahrkarte zu bezahlen, das war die Realität, während jene wirren Gespinste von Informationen und sprachlichen Fetzen, die sich nicht zu Sätzen reimen konnten, ein Traum waren; ein Altraum. Aufatmend verließ Sophia das Reisebüro, spürte richtig Lust auf die Welt. Das war doch das Richtige: einfach so mir nichts, dir nichts, mitten in der Schulzeit für zwei Tage ins Tessin fahren. Das kam ihr jetzt wie ein jugendlicher Streich vor. Ein Projekt gegen die Monotonie des Alltags. Entschlossen ging sie weiter zu ihrem Friseur. Wenn sie schon ins Tessin reiste, dann wollte sie auch gut aussehen. Dort war gewiss der Frühling schon in voller Blüte.

Es war schon dunkel, als sie nach Hause zurückkehrte, wohl versorgt mit Reiseproviant. Sie wollte unabhängig sein von dem verpackten Brot und den Miniwürsten, die einem im Schlafwagen als Frühstück serviert wurden. Sie freute sich richtig auf ihre eigene Schlafwagenzelle und das ruhige Dahingleiten durch die Nacht.

Die Wohnung empfing sie wieder mit düsteren Ahnungen. Doch sie wurde damit fertig, indem sie gründlich aufräumte und sorgfältig ihren Koffer packte für die Reise. Ihre Aktentasche mit den Aufsätzen würde sie ebenfalls mitnehmen, sie entlastete sie nur um einige überflüssige Lehrbücher. Da würde sie Lektüre genug haben; einen Roman brauchte sie jedenfalls nicht. Es war schon Roman genug, in was sie mit dieser Reise hineinfuhr. Romane sind doch nur ein Mittel, mit dem man seine ereignislose Wirklichkeit aufhellt und brachliegende Gefühle agitiert. Für sie hatte sich die Lage radikal verändert. Sie brauchte sachliche

Tätigkeiten, um ihre unruhig flackernden Gefühle zu dämpfen. Sie bestellte auch vorsorglich ein Taxi und setzte sich dann mit einigen Broten und einem Glas Saft vor den Fernseher. Das war aber keine so gute Strategie, weil zwischen dem mechanischen Kauen und dem ebenso mechanischen Zurkenntnisnehmen von Nachrichten, die irgendwie gar nicht neu, sondern einfach nur das Übliche waren, sich wieder eine dumpfe Unruhe meldete. Der schöne unternehmende Schwung, der sie im Reisebüro erfasst hatte, in dem der Besuch beim Friseur noch zu einem Vergnügen geworden war, war jedenfalls verflogen. Doch es fiel ihr keine Alternative ein und so blieb sie einfach so sitzen und ließ den Fernseher weiterlaufen, mit irgendetwas, als die Nachrichten schon längst beendet waren. Schließlich gab sie sich einen Ruck, zog den Mantel an, kontrollierte noch einmal alle Fenster und Lichtschalter in der Wohnung und ging mit dem Koffer, mit Handtasche und Aktentasche in der Hand hinunter auf die Straße. Deutlich zu früh, aber es war allemal besser in der kalten Nachtluft draußen zu warten, als in der Wohnung vor sich hin zu brüten.

Auch auf dem Bahnhof war sie reichlich zu früh, aber das machte ihr nichts aus. Im Gegenteil war es immer ein Vergnügen, mit den wenigen Reisenden, die zu so später Zeit noch auf den Bahnsteigen herumstanden, diese abenteuerliche, sehnsüchtige Atmosphäre zu teilen, die die weite Halle erfüllte. Vielmehr als am Tage war der Bahnhof in der Nacht als ein Ort spürbar, der weit in die Welt hinauslangte. Dieses Gefühl wurde auch von den Ansagen für die wenigen Züge gespeist, die jetzt noch fuhren. Moskau, Port Bou, für ihren Zug würde es dann heißen Zürich, Bellinzona, Lugano, Chiasso, Milano, Roma. Gut, sie musste in aller Frühe in Bellinzona aussteigen, aber es war doch der Zug nach Rom, mit dem sie fuhr. Und das war ein gutes, ein herrliches Gefühl. Irgendein Impuls drängte sie, doch noch eine Zei-

tung oder Illustrierte zu kaufen, aber das war nur so eine Gewohnheit und ein Blick überzeugte sie, dass die Bahnhofsbuchhandlung längst geschlossen hatte. Überall an den Kiosken waren die Jalousien heruntergelassen, an den Imbissständen und in dem Restaurant die Lichter gelöscht. In der Halle machten nur noch zwei Bahnpolizisten gleichgültig ihre Runden, ebenso gleichgültig und ebenso träge schoben Reinigungsleute ihre breiten Wischbretter über die Fliesen. Sophia zögerte einen Moment, ob sie die Zeit hier in der Halle, wo es etwas heller war, abwarten sollte, oder sich schon auf den Bahnsteig begeben. Schließlich aber entschloss sie sich zu Letzterem. Auf dem Bahnsteig warten, das gehörte doch schon zur Reise selbst, man brauchte auch nicht mehr auf die Uhr zu schauen und vor allem wollte sie wieder dieses bekannte Gefühl von Verlorenheit im Nirgendwo zwischen den Zeiten, das sie dort gewöhnlich überkam, spüren. Ja, auch diesmal. Es funktionierte. Ja, sogar mehr als sonst, sie war quasi außer sich, langte mit ihren Gefühlen ins Unbestimmte hinaus, – denn diesmal nahm sie ja nicht nur imaginär an den Fahrten irgendwelcher jugendlicher Weltenbummler teil, die mit ihren riesigen Back-Packs fantastischen Zielen entgegenfuhren. Sondern sie selbst, sie fuhr zu einer für sie ganz unmöglichen Zeit an einen Ort, von dem sie nicht im Geringsten wusste, was sie dort erwartete. Vielleicht war es ja auch gar nicht so schlecht, was Giovanni da angestellt hatte. Irgendwie war er doch immer wieder für Überraschungen gut. So zum Beispiel, als er nach einer Tagung in den USA am Cape Cod für vierzehn Tage ein Haus gemietet hatte und sie unbedingt nachkommen musste. Das Haus sähe angeblich so aus, wie das Haus von Edward Hopper, sei es vielleicht sogar selbst. Oder als sie nach seinem Skiunfall innerhalb einer Stunde alle Sachen zusammenpacken musste und sie dann mit dem Krankenwagen in einem Zug

vom Berner Oberland nach Hause oder besser gesagt bis zum Operationstisch der heimischen Klinik gefahren waren. Freilich, die gegenwärtige Situation schien ihr eher letzterer zu ähneln. Dieses abrupte Herausgerissenwerden hatte etwas Befreiendes und Beängstigendes zugleich. Wenn sie nur wüsste, was geschehen war! Warum meldete Giovanni sich nicht selbst? Mit dieser Frage fiel sie gleichsam in ein Loch. Die ganze Stimmung von Aufbruch und Jugendstreich war ihr vergangen. Zum Glück fuhr in diesem Moment der Zug ein und sie musste sich um Wagengnummer und Schlafwagenschaffner kümmern.

Zu ihrer Überraschung war es kein Schlafwagenschaffner sondern eine Schaffnerin. Eine kleine, starke, dunkelhäutige, schwarzhäarige Person. Irgendwie hob das ihre Stimmung wieder. Die beiden Frauen begrüßten sich fast wie Bekannte oder Freundinnen, die jetzt gemeinsam etwas Besonderes unternehmen wollten. Die Schaffnerin ergriff ihren Koffer und geleitete sie zu ihrem Abteil. Woher sie nur kommen mochte? Sophia dachte an Afrika, aber eine Negerin – verdammt, das sagt man nicht – war sie nicht. Aber vielleicht aus Eritrea? Aber das war jetzt auch egal. Jedenfalls die Art, wie sie die Kissen noch mal zurecht rückte, ihr zeigte, wie das Waschbecken funktionierte und die Lichtschalter, ließ den Vorgang zu einem gastfreundlichen Empfang werden. Und dann bot sie ihr auch etwas zu trinken an und Sophia nahm dankbar eine Flasche Wasser für die Nacht. Sie hatte ein Einzelabteil genommen und freute sich jetzt an ihrem kleinen Reich, so sauber und perfekt, wie man es sich nur wünschen konnte. Sie richtete sich gemütlich ein und nahm die Mappe mit den Schüleraufsätzen heraus, denn sicher würde sie nicht sofort schlafen können. Inzwischen vernahm sie auch schon dieses gedämpfte, gleichmäßige Rollen unter sich und sah an den huschenden

Lichtern am Rande des Rollos, wie sie langsam aus dem Bahnhof herausfahren.

Sie versuchte, auf dem Bett irgendwie eine halbwegs bequeme Lage einzunehmen, um sich in die Schüleraufsätze zu vertiefen. Aber das gelang ihr zunächst nicht. Sie stopfte beide Kissen und die Decke in eine Ecke, stellte die Wasserflasche griffbereit auf den Deckel des Waschbeckens, zog die Beine im Lotussitz unter sich, und so hatte sie endlich die richtige Haltung gefunden. Sie nahm das erste Aufsatzheft vor: Anja Rossbach. Was sie wohl wieder schreiben würde?

Was heißt Verantwortung?

Das Wort Verantwortung kommt von Antworten. Wer Verantwortung trägt, muss wohl in irgendeiner Weise Rede und Antwort stehen. Merkwürdig ist die Vorsilbe »Ver-«. Sie hat gewöhnlich die Bedeutung, dass man etwas wegmacht oder wenigstens zu Ende bringt, so etwa in Verdrücken, Verschweigen, Verdauen, Vergessen, Vernichten, Verblässen, Verlassen. Hieße das, dass Antworten so etwas ist wie: Etwas durch antworten zu Ende bringen? Mir scheint das den Gebrauch des Wortes Verantwortung nicht vollständig zu decken. Sehr gut trifft diese wörtliche Bedeutung Situationen, in denen man nachträglich, also nachdem man schon etwas getan hat, davon Rechenschaft ablegen muss oder dafür gerade stehen muss. Aber sehr häufig wird das Wort Verantwortung auch verwendet, wenn ein Vorgang noch läuft. So sprechen etwa Politiker häufig von Verantwortung, gerade dann, wenn sie etwas tun, gewissermaßen, um das Gewicht ihres Tuns zu betonen. Ganz ähnlich wird in der Wirtschaft die unterschiedliche Bezahlung von Tätigkeiten damit gerechtfertigt, dass